

Hans Bertram

Humboldt-Universität zu Berlin

**Laudatio zur Ehren-Praktissima-Verleihung an
Frau Bundesministerin Ursula von der Leyen**

SOS-Mütterzentrum Salzgitter, 7. Juni 2008

Von Mütterzentren und Mehrgenerationenhäusern

Das Deutsche Jugendinstitut hatte zwischen 1976 und 1980 mehrere Studien durchgeführt, um herauszufinden, warum die Angebote zur Elternbildung im wesentlichen von Eltern der bildungsorientierten Mittelschicht angenommen wurden. Diese Studien zeigten, dass Elternbildung und Beratung zunächst eher über den Austausch mit anderen Eltern als über professionelle Angebote gesucht wird, dass zudem Eltern aus benachteiligten Schichten Unterstützung eher in materieller Hinsicht und bei der Alltagsentlastung erlebten als bei professioneller Beratung und dass zum dritten die Zugangsbarrieren für professionelle Beratung auch deswegen so hoch erlebt wurden, weil das Familienleben anderen Zeitrhythmen und anderen Prioritäten folgt als die Logik von Institutionen. Nicht zuletzt wurden Mütter angesprochen, die zu Hause sind und Angebote gemeinsam mit ihren Kindern wahrnehmen können, gleichzeitig aber auch eigene Interessen als Erwachsene realisieren können. Damit kristallisierten sich viele Elemente heraus, die auch wesentliche Elemente der Mütterzentren sind.

Die Idee der Mütterzentren war es auch, dass diese Zentren von ihren Besucherinnen selbst verwaltet werden, Elternbildung und Elternarbeit Teil der Alltagsaktivitäten des Zentrums sind, die Alltagsorganisation des Zentrums durch die Benutzer selbst gestaltet wird und Kinder immer Teil dieses Zentrums sind. Ohne jetzt über die vielfältigen Aktivitäten, die sich im Rahmen dieser Selbsthilfebewegung dann entwickelt haben, zu berichten, ist festzuhalten, dass sich diese Idee auch nach dem Ende der kontinuierlichen Begleitung der Mütterzentren durch das Deutsche Jugendinstitut inzwischen so stark verankert hatte und auch von so vielen getragen wurde, dass sich daraus nicht nur ein nationales, sondern inzwischen auch ein internationales Netzwerk entwickelt hat. Das Deutsche Jugendinstitut hat in der Folge in den späten 80er Jahren noch eine Reihe von Untersuchungen zur Lebenssituation von Kindern durchgeführt ("Orte für Kinder", "Was tun Kinder am Nachmittag?"), die die Lebensumwelt von Kindern außerhalb der Familie und außerhalb von Schule und Kindergarten analysierten und

ihre Beziehungen zu Freunden und Nachbarn herausarbeiteten; gleichzeitig wurde mit den Wohlfahrtsverbänden und Kommunen geprüft, inwieweit diese die Bedingungen des kindlichen Alltags verbessern können.

Wenn man sich nun fragt, warum nach diesen Entwicklungen weder vom Deutschen Jugendinstitut noch von anderen Institutionen diese Idee der Selbstorganisation von Familie und Nachbarschaft aufgegriffen wurde, so findet man eine Erklärung in den theoretischen Interpretationen von Familie und Privatheit in Deutschland, die im deutlichen Gegensatz steht zu den Interpretationen in den USA.

1835 bereiste Alexis de Tocqueville die Vereinigten Staaten von Amerika; der zweite Band seiner Reisebeschreibung, die heute noch als zentrales Werk moderner Demokratietheorien gilt, beschäftigt sich intensiv mit der Frage der sozialen Beziehungen in Familie, Nachbarschaft und Gemeinde. Er beschreibt die amerikanische Familie als Ergebnis eines Vertrags zwischen zwei gleich berechtigten Partnern, die sich die Aufgaben der Familie teilen; dieser Vertrag hat nicht nur zum Gegenstand, die ökonomische Existenz des Paares zu sichern, sondern stellt einen Vertrag zu Gunsten eines schwächeren Dritten, nämlich des Kindes, dar. In der Sicht von Tocqueville sind Eltern in den USA in erster Linie "Care Taker", deren wesentliche Aufgabe darin besteht, ihren Kindern dabei zu helfen, möglichst bald ihre staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten selbst wahrnehmen zu können.

Die Lebendigkeit der amerikanischen Demokratie hängt nach Tocqueville aber auch daran, dass diese Familien mit den Eltern und Kindern eingebettet sind in eine Nachbarschaft, die sie bei der Sozialisation ihrer Kinder unterstützt, und in eine Gemeinde, in der sich viele Bürger im Sinne der Gemeinschaft engagieren. Die Attraktivität der Familie lag aber auch darin, dass sich das Paar durch die Heirat und die Gründung eines eigenen Haushaltes vom Elternhaus emanzipierte und nun das Leben in die eigenen Hände nehmen konnte. Hannah Arendt hat dies sehr schön umschrieben, wenn sie sagt, die Liebe eines Paares grenzt dieses Paar von der Umwelt ab und schließt die Umwelt aus, denn Liebe ist exklusiv. Die Kinder aber öffnen diese Exklusivität und verbinden das Paar wieder mit der Welt. Dieses Wechselspiel zwischen privater Lebensgestaltung und persönlicher Fürsorge füreinander und das Einbinden in die Welt durch die Kinder funktioniert nur dann, wenn die Umwelt einerseits die Privatheit der Familie respektiert, andererseits aber bereit ist, die Familien in der Sozialisation ihrer Kinder zu unterstützen. James Coleman, der Erfinder des Begriffs "Sozialkapital", stellt recht lapidar

fest, dass Familien ohne diese Unterstützung durch die Nachbarschaft und Gemeinde eigentlich gar nicht in der Lage sind, ihre Kinder angemessen zu erziehen. Dies ist eine sehr amerikanische Sichtweise, weil darin auch zum Ausdruck kommt, dass die Diskussion um den Niedergang des Sozialkapitals in den USA sich im wesentlichen daran entzündete, dass die amerikanische PTA (Parents Teacher Association) einen deutlichen Mitgliederschwund aufwies; diese Diskussion ist in Deutschland von der Bertelsmann Stiftung in vielfältiger Weise aufgegriffen worden.

Ein solcher Verein, in dem Eltern und Lehrer gemeinsam die Interessen ihrer Kinder und die Interessen der Schule in den Gemeinden, den Ländern und im Gesamtstaat vertreten, ist in Deutschland in dieser Form vermutlich undenkbar, weil wir, wenn wir über Familien nachdenken, immer noch bei Hegel stehen. Anders als Tocqueville sah Hegel in der Familie vor allem die Instanz, die auch im Privatleben der Bürger dafür zu sorgen hatte, dass staatliche Autorität und staatliche Werte geachtet und an die Kinder weitervermittelt wurden - eine Auffassung, die schon Tocqueville scharf kritisierte. Eine solche Auffassung führt konsequenterweise zu der Idee, dass dann, wenn die Kinder selbstständig sind, der Staat sie besser erziehen könne als die Eltern. Diese strikte Abgrenzung zwischen privater Familie und staatlichen Ansprüchen durch staatliche Institutionen ist dem amerikanischen Demokratieverständnis eher fremd. Insoweit ist es auch recht selbstverständlich, dass in den USA zwischen Eltern und den kommunal organisierten Schulen und auch den staatlich organisierten Autoritäten eine relativ enge Kooperation im Interesse der Kinder ganz in Coleman's Sinn besteht, weil alle Beteiligten wissen, dass die Entwicklung der Kinder nur in gemeinsamer Kooperation gesichert werden kann.

In dieser Diskussion, ob denn in den modernen amerikanischen Großstädten und in der modernen amerikanischen Gesellschaft die Gefahr besteht, dass der Zusammenhalt in der Gesellschaft abnimmt, weil solche familiären Großverbände an Bedeutung verlieren, hat der amerikanische Kollege Alan Wolfe intensiv - fast wie Tocqueville - das heutige Familienleben und die Beziehung von Familien zur Umwelt untersucht und in seinem Buch "One Nation After All" gezeigt, dass diese Unterstützungsleistungen und die Einbettung von Familien in ihre Nachbarschaften insbesondere in den Umlandgemeinden der großen Metropolen immer noch existieren. Die Formen der Unterstützung haben sich nur gewandelt, weil natürlich auch in den USA heute ein großer Teil der Mütter erwerbstätig ist und sich die Zeitorganisation des

Familienlebens drastisch geändert hat. Er zeigt aber, dass sich die amerikanische "Mom" mit ihren Nachbarinnen und Freundinnen abstimmt, um in den großen amerikanischen Vans und in Deutschland so verschrieenen SUV ganze Scharen von Kindern zu unterschiedlichen Aktivitäten zu fahren, mit anderen Müttern sowohl den Alltag in der Nachbarschaft zu organisieren wie sich aber auch in schulische Angelegenheiten einzumischen, und die Schulen dies auch erwarten. Er kommt zu dem Schluss, dass zwar das enge traditionelle Gefüge, wie es Coleman noch beschrieb, auch in den USA nicht mehr in der gleichen Weise besteht, dass es aber dennoch eine Fülle von Formen der wechselseitigen Unterstützung gibt, die deutlich machen, dass auch heute noch die Einbettung der Familie in die Nachbarschaft und die wechselseitige Unterstützung wesentliche Elemente der amerikanischen Gesellschaft darstellen.

Dieses Engagement, das wissen wir wiederum von Tocqueville, ist aber ein Kernelement jeder lebendigen Demokratie. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass in der amerikanischen Öffentlichkeit Mütter eine ganz andere und sehr positive Rolle spielen als bei uns. Das lässt sich beispielsweise daran beobachten, dass bei Umfragen die Mehrheit der Bevölkerung in den USA davon ausgeht, dass Mütter sehr wohl berufstätig sein können und das den Kindern nicht schadet. Gleichzeitig sind sie aber auch der Meinung, dass die Mütter, die zu Hause bleiben, mit ihren Kindern einen ebenso wichtigen und befriedigenden Job machen wie diejenigen, die berufstätig sind. In Deutschland hingegen zeigen alle Umfragen, dass man es als Mutter eigentlich nur falsch machen kann: Arbeitet man, muss man sich mit dem Vorwurf auseinandersetzen, sich nicht genügend um sein Kind zu kümmern; bleibt man zuhause, ist man schnell eine "Nur Hausfrau": Solche Einstellungsmuster sind in Amerika unvorstellbar.

Mein ausführlicher Exkurs über Amerika hat viel mit Frau von der Leyen zu tun. Wir wissen alle, dass Frau von der Leyen von 1992 bis 1996 in Stanford/USA gemeinsam mit ihrem Mann und ihren Kindern in einer Familienphase lebte, in der man auf die Unterstützung durch Nachbarn und Verwandte besonders angewiesen ist. Jeder, der mehrere Kinder hat, weiß, dass die Vitalität, die Lebenslust und die Experimentierfreude kleiner Kinder nur dann wirklich gut zu bewältigen ist, wenn es immer wieder Menschen gibt, die auf diese Vorstellungen der Kinder eingehen, so dass die Verbindung zur Welt, von der Hannah Arendt sprach, durch die Kinder nicht nur geschaffen wird, sondern vermutlich eine Grundvoraussetzung einer für alle Beteiligten erfolgreichen Entwicklung der familiären Beziehungen ist.

Angeichts der hier nur sehr kurz geschilderten, sehr anderen amerikanischen Tradition der

nachbarschaftlichen Unterstützungen und der gemeindlichen Mitwirkungsmöglichkeiten von Familien wie aber auch die sehr offene Kommunikation zwischen Lehrern und Eltern, ist diese Verbindung in einem Städtchen wie Palo Alto, wo die Stanford University liegt, aber auch in den umliegenden Gemeinden aktiv erlebbar. Und bei der Rückkehr nach Deutschland wundert man sich schon, wie viel strenger und markanter in Deutschland die Abgrenzung zwischen den verschiedenen Institutionen gelebt wird.

So gut und richtig die Idee der Mütterzentren war und ist, da sie ganz im Sinne von Tocqueville jene Unterstützung als gelebte Nachbarschaft und gelebte Gemeinde darstellen als eine Grundvoraussetzung für die Entwicklung von Kindern und Familien, so ist heute doch festzustellen, dass sich in der Gesellschaft gegenüber Anfang der 80er Jahre einige entscheidende und ganz wichtige Änderungen ergeben haben. Vom statistischen Durchschnitt aus betrachtet, wird Frau von der Leyen noch etwa 40 bis 50 Jahre leben. Deswegen ist es auch nicht sinnvoll, heute eine klassische Laudatio zu halten, da sie wie viele Frauen ihrer Generation in einem Lebensalter steht, das ganz anders als in der Lebensperspektive ihrer Elterngeneration noch etwa 15 bis 20 zusätzliche Jahre bereithält und eine Laudatio entsprechend auch noch 20 Jahre warten muss.

Nichtsdestotrotz hat Frau von der Leyen aus dieser Erkenntnis eine politisch und auch wissenschaftlich sehr wichtige Konsequenz gezogen. Mütterzentren konzentrieren sich von ihrer Idee her zunächst wesentlich auf junge Familien und geben ihnen die Möglichkeit, durch die gemeinsame Unterstützung ihr Alltagsleben gut zu bewältigen. Die Mehrgenerationenhäuser, die in vielen Punkten Alltagsaktivitäten wie auch die Mütterzentren anbieten und auch weiterentwickelt haben, haben aber konzeptionell zwei ganz wichtige und sehr zukunftsweisende Aspekte zu ihrer Basis gemacht. Die "gewonnenen Jahre" der älteren Generation sind ja nicht nur ein Gewinn an Zeit, sondern sind auch ein Gewinn an Vitalität für diese Generation. Das führt unmittelbar auch zu der Frage, wie sich eigentlich die Kompetenzen, die Lebenserfahrung und auch die Lebensfreude dieser Generation so berücksichtigen lassen, dass sie aktiv am Leben ihrer Gemeinde und ihrer Nachbarschaft teilhaben können. Insoweit ist die Idee der Mehrgenerationenhäuser eine angemessene und wichtige konzeptionelle Erweiterung des Modells der Mütterzentren.

Aber es kommt noch etwas sehr Neues hinzu, das über die klassische Form der Mütterzentren hinausweist. Traditionellerweise gehen wir davon aus, dass Unterstützungsleistungen inner-

halb der Familie auf der Basis verwandtschaftlicher Beziehungen zu organisieren sind. Das gilt nicht nur für Pflegeleistungen, sondern auch für Kinderbetreuung und andere familiäre Leistungen. Die Idee der Mehrgenerationenhäuser ist es aber, Leistungen für andere über die Generationen hinweg nicht mehr allein an den Verwandtschaftsgrad und die familiären Bindungen zu knüpfen, sondern zu versuchen, solche nachbarschaftlichen und traditionellerweise familienorganisierten Unterstützungsleistungen generationenübergreifend zu ermöglichen, ohne dass a priori der Verwandtschaftsgrad eine Rolle spielt. Ich halte diese Art der Organisation von Unterstützungsleistungen innerhalb des familiären Kontextes, ohne sich allein auf die Familie und die familiäre Verwandtschaft zu stützen, für ein zukunftsweisendes Konzept. Denn angesichts des Wandels der familiären Lebensformen können wir gar nicht davon ausgehen, dass Familie und Familienbeziehungen im Lebensverlauf für alle Beteiligten immer so organisiert ist, dass diese dann, wenn man diese familiäre Unterstützung braucht, auch vorhanden ist. Die Mehrgenerationenhäuser sind ein erster Weg, um Sozialkapital zwischen den Generationen zu entwickeln, ohne allein auf verwandtschaftliche Bindungen und Beziehungen zu setzen.

Das mag manchen von Ihnen relativ banal vorkommen, doch ist das, denke ich, in unserer Gesellschaft eine innovative Perspektive, weil wir traditionellerweise immer davon ausgehen, dass sich diese Formen des Sozialkapitals quasi von selbst in der Familie ergeben. Das stimmt auch häufig, aber das Konzept der Mehrgenerationenhäuser ist eine relativ neuartige Ergänzung zur Entwicklung von Vertrauen und Sozialkapital in modernen Gesellschaften, für die es sich lohnt, sich zu engagieren, weil es nicht nur um die alltägliche wechselseitige Unterstützung geht. Vielmehr verbirgt sich dahinter auch ein wesentliches Fundament jeder modernen Demokratie, die nur funktionieren kann, wenn auf gemeindlicher Ebene solche Formen der wechselseitigen Unterstützung existieren.

Insoweit ist nur zu hoffen, dass sich die hier entwickelte die Idee auch in anderen Bereichen durchsetzt, weil Gesellschaften, in denen die Lebenserwartung so steigt wie bei uns, darauf angewiesen sind, neue Lebensperspektiven für unterschiedliche Lebensphasen zu entwickeln. Insoweit ist auch die Preisverleihung an Frau von der Leyen richtungsweisend, weil sie noch einmal den Zusammenhang herstellt zwischen dem klassischen Modell nachbarschaftlicher Organisation von Familien in Form von Mütterzentren als einem wesentlichen Bestandteil jeder Form von demokratischer Entwicklung auf der einen Seite und den Herausforderungen ei-

ner Gesellschaft andererseits, der unversehens die Kompetenzen einer Altersgruppe zur Verfügung stehen, wie es in dieser Form von 25 bis 30 Jahren noch gar nicht vorstellbar war. Das scheint mir nicht nur eine sehr weitsichtige, sondern auch sehr ungewöhnliche Leistung im Bereich der Politik zu sein, die ja eigentlich immer nur, schon aufgrund der öffentlichen Erwartungen, daran interessiert ist, möglichst kurzfristig schnelle Ergebnisse zu erzielen, während schon die Mütterzentrenbewegung zeigt, dass sich die Entwicklung und das Durchsetzen solcher Konzepte nicht an Legislaturperioden messen lässt.